Nebraska Staats-Anzeiger.

Lincoln, • • Nebraska.

Nummer 34.

Schlangenköpfchen.

Von Johannes Ziegler.

Das wechselnde Schicksal des Seefahrers und die an Wandlungen reiche Scenerie des Meeres bilden einen Stoffkreis, der allezeit die Einbildungskraft der Menschen in Thätigkeit gesetzt hat, und jede Schilderung aus diesem Gebiet darf des allgemeinsten Interesses sicher sein. Somit wird auch das Buch, welches soeben in dem Verlage von Fr. Pfeilstücker in Berlin unter dem Titel „Auf grünem Wasser" von Joh. Ziegler erschienen ist, und aus dem wir mit der nachstehenden Erzählung „Schlangenköpfchen" einen Ausschnitt geben, zahlreiche Freunde finden. Es werden hierin dem Leser keine in der Phantasie entstandenen Fabeln geboten; die hier aneinander gereihten Erzählungen und Schilderungen, welche zweiundzwanzig an der Zahl, den Inhalt des sechzehn Bogen starken Buches bilden, verlieren keineswegs dadurch ihren spannenden Reiz, daß sie von jeder Ausschmückung frei erscheinen und Erlebtes und Erschautes vor die Vorstellung bringen; im Gegentheil, das Interesse dafür wird durch das Gepräge der Glaubwürdigkeit erhöht. Nicht wenig trägt hierzu der schlichte Ton der Erzählungsweise bei.

Wenn man von Hamburg durch Altona nach Ottensen fährt, so bemerkt man kaum, daß es drei Orte sind, denn sie erscheinen als ein zusammenhängendes Ganzes. In Ottensen aber, das eigentlich ein Dorf ist, beginnt die Gegend ein anderes Gesicht zu bekommen; da ist die alte röthliche Kirche mit dem breiten Thurm und dem hohen Dach, davor die mächtige Linde, welche Klopstocks Grabstein beschattet, und deren Laubkrone höher reicht als das Kirchendach; da sind Landhäuser in Gärten, und Bauernhäuser sieht man auch. Es ist dort schon ländlich, indeß vor etwa sechzig Jahren war es nach viel ländlicher dort. Aber auch schon damals war die Strecke von Ottensen nach Blankenese, dem Fischerdorf, eine ununterbrochene Reihe von Landhäusern, die hoch über der Elbe, in Parkanlagen gebettet, ihre Front dem Strome zuwenden; auch schon damals konnte man, da sämmtliche Gitterthore freundlicherweise zu dem Zwecke am Tage offen blieben, den weiten Weg nach Blankenese im Schatten der hohen Bäume zurücklegen, von einem Park in den anderen. Es ist einer der schönsten Wege der Welt.

Macht man sich von Ottensen auf diesen Weg, so kommt man zunächst nach Neumühlen, das, beinahe ganz von Bäumen beschattet, am Abhange des Ufers liegt. Außer einigen Villen hat der Ort nur kleine, doch sehr sauber gehaltene Häuser und ist zum Theil von Schiffskapitänen, die sich vom Seedienst zurückgezogen haben, bewohnt.

Es mögen etwa siebzig Jahre her sein, da wohnte in einem der kleinen netten Häuser Neumühlens der alte Kapitän Roberts mit seiner Frau. Er hatte vor Kurzem das Seefahren aufgegeben und sich das Häuschen gekauft, dessen Stuben klein wie Kajüten waren, aber sauber in Oelfarbe glänzten und allerlei Zierrath in Gestalt von getakelten Schiffsmodellen, seltenen Muscheln und getrockneten Seegewächsen zeigten.

Die Behaglichkeit der beiden alten Leute war noch gesteigert durch die Anwesenheit ihres einzigen Sohnes, der, bald nachdem sie das Häuschen gekauft hatten, gegen Weihnachten von einer langen Seereise aus den ostindischen Gewässern zurückgekehrt, bei ihnen eingezogen war. Der junge Roberts, hatte auf dem Ostindienfahrer den Posten eines Obersteuermanns eingenommen, später aber das Kommando des Schiffes, da dessen Kapitän mitten auf dem Ozean an den Folgen zu vielen Trinkens verstorben war, selbstständig geführt und dabei so große Tüchtigkeit und Kenntniß in der Nautik erwiesen, daß sein Rhederhaus ihn zum Kapitän einer neuen Brigg ernannte, welche auf der Dold'schen Werft zu Altona im Bau stand. Während des Baues mußte er natürlich am Lande bleiben, ging indeß ab und zu auf die Werft, um die Arbeiten zu beschleunigen, denn das Schiff sollte zu Weihnachten segelfertig sein.

Roberts war ein etwas sonderbarer Mensch im Vergleich mit seinen Berufsgenossen, denn obgleich diese damals ebenso tüchtig waren wie heute, zeigte sich ihr Benehmen nicht sehr fein, und trinken und fluchen thaten sie unbändig. Der junge Roberts dagegen war still und in sich gekehrt und lag, wenn er nur irgend Zeit fand, über den Büchern, um seine Kenntnisse namentlich in der geographischen Wissenschaft, zu vermehren. Er sprach manchmal ein lustiges Wort und konnte, wenn er von Anderen eins hörte, in ein prachtvolles Gelächter ausbrechen; doch gleich war er wieder still, als wenn ihm das Lachen zu einer Sorge, die ihn quälte, nicht recht passen schien. Um Klarheit in dieser Erzählung nicht vermissen zu lassen, soll hier sofort gesagt werden, worin diese Sorge bestand. Roberts hatte nämlich vor seiner Reise im Hamburger Hafen an Bord des Ostindienfahrers eine junge Dame kennen gelernt, die mit ihrem Vater gekommen war, um das prächtige Schiff zu besichtigen; er hatte sie darin herumgeführt und sie später noch dreimal auf dem Landsitz seines Rhederes in Gesellschaft getroffen. Jetzt, nach seiner Rückkehr, war er ihr abermals begegnet, und zwar unfern von Neumühlen in einem Park, in dessen Mitte die Villa ihres Vaters stand, und hatte dabei die Entdeckung gemacht, daß er und sie im Herzen sich sehr nahestanden. Klara von der Zuyden war die einzige Tochter eines angesehenen Hamburger Kaufherrn, ein schlankes Mädchen mit aschblondem Haar und einem schönen großen Mund; sie war herzhaft und voll Offenheit und konnte es bei ihrem abermaligen Zusammentreffen mit Roberts nicht ganz verhehlen, wie es mit ihr stand. Er hatte dies mit einem Schauer der Freude, zugleich aber mit Schrecken wahrgenommen, mit Schrecken, weil er selbst eine tiefe Neigung für sie empfand und doch als Kapitän eines Handelsschiffes unmöglich daran denken durfte, die Augen zu der Tochter eines reichen Kaufherrn zu erheben. Als er ihr im Park Lebewohl gesagt hatte, blickte er ihr noch einmal nach, wie sie mit ihrer Gefährtin der Villa zuschritt, und beschloß, ihr fortan sorgfältig aus dem Wege zu gehen und die Zuneigung zu ihr mit aller Macht zu bekämpfen. Aber dieser Kampf, der immer wieder erneuert werden mußte, machte ihm die Sorge, von der ich vorhin erzählt habe.

Um sich die beengenden, peinigenden Gedanken an Klara zu vertreiben, gab er sich mit noch größerem Eifer dem Studium seiner Bücher hin, vornehmlich des großen Karl Ritters „Erdkunde", von welcher der erste, Afrika allein behandelnde Band damals vor Kurzem erschienen war. In diesem Sommer war es sehr warm und er hatte Abends beim Lesen die Fenster offen; doch so vertieft war er in seine Sachen, daß er kaum hörte, wenn ein Vorübergehender ihm guten Abend wünschte. Es gingen übrigens nicht viele Leute vorüber, aber unter diesen war zuweilen ein alter Herr, der langsam seinen abendlichen Spaziergang machte, um auf die Elbe hinabzublicken; denn auf deren breitem Fahrwasser hört auch des Abends und während der Nacht die Schifffahrt nicht auf, und es ist wohl der Mühe werth, zu deren Betrachtung einen Spaziergang zu machen. Roberts war mit dem alten Herrn zufällig einmal in's Gespräch gekommen, und seit der Zeit sagten sie einander immer guten Abend und machten bisweilen eine Bemerkung über das Wetter. Roberts wußte nicht, wer der Mann sei: und sein Vater, der erst kürzlich nach Neumühlen gezogen war, wußte es auch nicht. Aus den Gesichtszügen des Mannes ließ sich blos erkennen, daß er ein Jude war, und das einzige Bemerkenswerthe an ihm schien, daß er einen grauen Seidenhut auf dem Kopfe und beständig eine Rose im Knopfloch trug. Robert machte sich weiter auch kein Kopfzerbrechen darüber; es genugte ihm, daß sie einander freundlich grüßten und zuweilen eine Bemerkung über das Wetter machten.

Ich weiß, wer der alte Herr war. Es war Salomon Heine, der reiche Hamburger Bankier, welcher in der Nähe von Neumühlen einen prachtvollen Landsitz hatte, aber unscheinbar, oft mit der Absicht, so einherging. Er ist auch Allen dem Namen nach bekannt, denn er war ja der Onkel des Doktors Heinrich Heine, der so schöne Gedichte gemacht hat. Ich habe den alten Herrn in meiner frühen Kindheit einmal gesehen, als ich an der Hand meines Vaters in Hamburg den Jungfernstieg entlang ging. „Sieh dir den Herrn genau an," sagte mein Vater: „das ist Herr Salomon Heine, einer der besten Menschen auf der Welt. Obwohl ich damals nur die Menschen für die besten hielt, die mir gelegentlich eine Düte mit Zuckerwerk verehrten, sah ich den Mann scharf an als einen, der mir in Zukunft auch eine Düte voll Zuckerwerk verehren könnte. Er sah ganz danach aus. Seine Züge, obwohl ernst, waren mild und freundlich. Im Uebrigen erinnere ich mich nur an seine weiße Weste, den hellen Seidenhut und die Rose im Knopfloch, die er immer trug, Sommer und Winter. Er ward damals in Hamburg wegen seiner Menschenliebe fast wie ein Heiliger verehrt, und sein Andenken lebt heute noch bei den Enkeln seiner Zeitgenossen in voller Frische.

Eines Abends saß Roberts wieder bei offenem Fenster in seiner Stube, in die man von draußen hineinsehen konnte, und las eifrig in Ritter's „Erdkunde"; manchmal suchte er in dem reichhaltigen Register, schlug dann die Seite auf, dann jene und schien in großer Spannung zu vergleichen. Plötzlich schlug er mit der Faust auf das dicke Buch, sprang vom Sessel auf und rief: „Ich hab es!"

In diesem Augenblicke ging der alte Herr draußen vorüber, blieb stehen, trat dann an das Fenster und fragte theilnehmend:

„Is was passirt?"

„O nein," erwiderte Roberts, „ich habe nur gefunden, was.. doch entschuldigen Sie, wie ist eigentlich Ihr werther Name?"

„Mein Name ist Heine."

„Ich bitte, Herr Heine, möchten Sie nicht auf einen Augenblick hereinkommen? Sie haben ein so kluges, theilnahmsvolles Aussehen, daß ich Ihnen die Sache wohl erzählen möchte; das heißt, wenn Sie Zeit haben."

„O ja, heute Abend habe ich nix mehr zu thun," sagte der alte Herr, ging die paar Schritte nach der Hausthür, die ebenfalls offen stand, trat ein und setzte sich, nachdem er die hübsch getakelten Schiffsmodelle beguckt hatte, auf das Sopha.

Es würde zu weit führen, wenn ich Robert's Auseinandersetzung und was der alte Herr darauf erwiderte, hier wörtlich folgen ließe. Roberts sagte, er habe auf seiner letzten Reise nach Ostindien bemerkt, daß die Engländer die Kouris, nämlich die kleinen Muscheln, auf deutsch Schlangenköpfchen genannt, die in einigen Ländern Afrikas und Asiens als Münze gelten, in Bengalen einschifften und damit fortsegelten. Seine Erkundigungen, wohin sie damit segelten, seien alle umsonst gewesen; keiner sagte was; sie behielten ihr Geheimniß. Nun habe er aus Carl Ritters neuem Werke erfahren, daß in Bengalen die Kouris zehnmal billiger seien, als im afrikanischen Sudan, wohin die Engländer im letzten Jahre gegen zweitausend Centner Kouris über Guinea durch fremde Handelsleute haben gelangen lassen und für diese Muscheln dem Sudan seinen Goldstaub abkauften. In Bengalen kosten 2400 Kouris einen Shilling, Sterling, indeß im Sudan 250 Stück zehn Shilling drei Pence werth seien. „Wenn also," schloß Roberts seine Auseinandersetzung, „die Engländer es der Fracht werth halten, die Kouris von Bengalen, wo sie sie kaufen müssen, nach Guinea zu bringen, wie viel mehr kann ich ein Aehnliches thun? Auf der letzten Reise nämlich ward ich mit dem Schiffe, dessen Kommando mir als Obersteuermann nach dem Tode des Kapitäns zufiel, von einem furchtbaren Cyklon im Indischen Ozean nach Nordwest geworfen, und als der Sturm vorbei war, habe ich an der Ostküste von Afrika zwei Bänke gefunden, die ganz voll von Kouris liegen, so daß man diese nur einzuschaufeln braucht. Kein Mensch außer mir scheint die Bänke zu kennen, die bei niedriger Ebbe kaum einen Fuß unter Wasser sind, aber ich weiß ihre Stelle ganz genau. Dort also habe ich die Kouris umsonst, daher billiger, als die Engländer sie in Bengalen haben, das überdies um die ganze Breite des Indischen Ozeans weiter nach Osten liegt. Nicht wahr?"

Der alte Herr hatte gut zugehört, manchmal den Kopf schüttelte, auch ein Wort dreingeworfen, aber schließlich sah er den jungen Mann, der energisch dastand, mit aufmerksamen Blicken an. Dann schüttelte er wieder den Kopf. „Muschelgeld," sagte er, „mit so 'n Geld hab' ich mein Lebtag nix zu thun gehabt. Das muß ich mich doch ein wenig überlegen."

„O, die Sache hat ihre Richtigkeit," sagte Roberts, „ich möchte es wohl unternehmen; aber mein Platz als Schiffskapitän bei meinem Rhederhause, das ist eine verdammte Geschichte!"

„Bei Ihrem Rhederhause........" sagte Herr Heine, „junger Mann kommen Sie übermorgen am Vormittage 'mal zu mich in meinem Kontor, das ist am Jungfernstieg, da will ich Ihnen was sagen."

Roberts war nicht wenig erstaunt, als er zwei Tage darauf am Jungfernstieg vor einem prächtigen Hause stand, das offenbar einem sehr reichen Manne gehörte. Er trat ein und ward, als er nach Herrn Heine fragte, durch eine Reihe großer Zimmer geführt, in welchen schreibende Menschen emsig beschäftigt waren. Es herrschte dort eine solche Stille, daß man nichts hörte, als das Kreischen der Gänsefedern. Als man ihm die Thüre des letzten Zimmers geöffnet hatte, fand er drinnen den unscheinbaren alten Herrn mit der Rose im Knopfloche, den Herrn Salomon Heine.

Nach einem freundlichen Gruße sagte dieser: „Hören Sie mal, ich will Ihnen was sagen, aber es bleibt unter uns. Ihr Rhederhaus hat in letzter Zeit Unglücksfälle gehabt, und ich glaube, es wäre froh, wenn man ihm das Schiff, das draußen in Altona auf der Dold'schen Werft liegt, und dessen Kapitän Sie sein sollen, abkaufen möchte." Roberts war recht verblüfft über diese Mittheilung. „Nun habe ich," fuhr Herr Heine fort, „über den Plan, von dem Sie mir vorgestern erzählt haben, nachgedacht; er gefällt mich. Ich selbst treibe keine Rhederei und mache auch keine Geldgeschäfte in Muscheln, aber ich will Ihnen was sagen. Sie scheinen mir ein besonnener und unterrichteter und unternehmender junger Mann zu sein, und da Sie selbst wohl nicht über die nöthigen Mittel verfügen, so biete ich Ihnen, rückzahlbar nach drei Jahren, eine Summe an, für die Sie das Schiff kaufen und befrachten können. Sollten Sie wegen Unglücksfällen nach drei Jahren nicht zahlen können, so macht es auch nix. Meine Mittel erlauben mich das. Aber das sage ich Ihnen: Sagen Sie nur keinem Menschen was von die Muscheln, denn wenn es nix damit is, blamiren wir uns förchterlich." Roberts war noch verblüffter als zuvor, faßte sich aber bald und nahm unter vielem Danke das großmüthige Anerbieten an, das nur ein Mann wie Salomon Heine machen konnte.

Mitte Dezember 1823 lag der „Karl Ritter"—so hatte Kapitän Roberts sein Schiff getauft—im Hamburger Hafen und nahm eine Fracht von allerlei Werkzeug, Glasperlen und Nürnberger Waaren ein, die an der Küste von Guinea willige Käufer finden. Von dort aus war der „Karl Ritter" unter Ballast nach dem Indischen Ozean bestimmt, wo Roberts die Bänke, die sein Geheimniß waren, aufsuchen und abschaufeln wollte. In der Weihnachtswoche holte das Schiff aus dem Hafen und machte die Segel los. Als es unter Neumühlen vorbeikam, standen der alte Roberts und seine Frau vor der Hausthüre und wehten mit weißen Tüchern, und weiter stromabwärts wehte noch ein weißes Tuch aus einem bereiften Parke hervor. Die es schwenkte, war Klara von der Zuyden, welcher Roberts, seitdem er getroste Aussicht auf Wohlstand hatte, nicht mehr aus dem Wege gegangen war; vielmehr hatte er sich mit ihr zur Treue versprochen, und Klara, die im Sommer vor lauter Gram über Robert's Bescheidenheit fast krank war, stand nun blühend da, mit rosigen Wangen in der Kälte, und um ihren schönen großen Mund spielte ein Lächeln, wie ein Gemisch von Glückseligkeit und Trauer über den Abschied. Dann entschwand das Schiff den Blicken derer am Lande.

Der unternehmende junge Seemann hatte sich nicht geirrt. Er suchte an der einsamen Küste von Südafrika die Bänke auf und fand sie noch dick voll Schlangenköpfchen, die er in sein Schiff schaufeln ließ, bis der Raum voll war. Nach mehrmaligen Fahrten zwischen den Bänken und Guinea hatte er sie gründlich abgeräumt mit einem Gewinn von über zehntausend Pfund Sterling. Am frühen Morgen des 24. Dezember 1824 erschien er bei Nordwest mit einer Ladung Elfenbein und Goldstaub aus dem Sudan vor der Mündung der Elbe und im Laufe des Tages segelte er den Strom hinauf. Als er die Villa von der Zuyden in Sicht hatte, löste er drei Salutschüsse und dann noch zwei. Dies war das verabredete Zeichen zwischen ihm und Klara, die schon den ganzen Monat mit Sehnsucht darauf gewartet hatte. Robert's Rechnung auf eine Abwesenheit von zwölf Monaten, wenn Wind und Wetter ihn begünstigten, stimmte. Das war eine Weihnachten! Klara, die alten Roberts, der alte Herr von der Zuyden, der natürlich sofort die ganze Geschichte erfuhr—man mag sich das Glück denken. Salomon Heine war ganz selig: da war ihm einmal wieder ein Stück nach seinem Geschmack gelungen. Roberts bot ihm, nachdem das Schiff bezahlt, die Hälfte des Reingewinnes an, aber der alte Herr sagte: „Gehn Sie man zu Haus; ich mache nicht in Muscheln; Sie haben viel gelernt und haben den Muth gehabt, in Muscheln zu machen; darum gehört Ihnen der Reingewinn allein; vertragen Sie ihn mit Gesundheit."

Dieser Gewinn aus der Unternehmung mit den Schlangenköpfchen bildete das Stammkapital des Handlungshauses, das noch heute reich dasteht unter der Firma Roberts und Söhne. Die Söhne sind von Klara Roberts, geboren von der Zuyden. Mit der Zeit entwickelte sich eine innige Freundschaft zwischen Herrn Salomon

2— 2— 2— 2— 2— 2— 2— 2—

Schlangenköpfchen, 2.

Heine und Roberts und ward immer fester, bis wieder einmal Weihnachten herankam. Es war zwanzig Jahre später. Salomon Heine hatte sich schon mehrere Wochen nicht wohl gefühlt. Roberts ging oft hin, ihn zu besuchen. So kam er auch am Nachmittage des 23. Dezember in das Haus am Jungfernstieg, um sich nach dem Befinden des alten Herrn zu erkundigen. Er fand dort Alles in Bestürzung. Ein Diener sagte: „Herr Heine ist vor einer Stunde verschieden.........." Am 24. Dezember 1844 lag dieser edle Mensch auf der Bahre, und am 27. Dezember haben sie ihn auf dem Friedhofe zu Ottensen begraben. In ihm verlor Roberts den Begründer seines Glücks, die Bedürftigen in Hamburg und Ottensen einen Vater und die Hansastadt selbst einen ihrer größten Bürger.

Auch ein Distanzsport.

Eine Distanzbierreise dürfte das Neueste in dem Distanzsport sein. Eine solche hat man sich kürzlich in Dortmund geleistet. Ausgangspunkte war eine Wirthschaft am Markte. Theil- Leute. Als Bahn ward die Brückstraße festgesetzt. Start am Markte, Ziel nehmer eine größere Anzahl junger eine Wirthschaft am Eingange der Münsterstraße. Als Hindernisse wurden die 19 auf der Strecke liegenden Wirthschaften bestimmt. Die Distanzläufer mußten nämlich in jeder eine „Tulpe" Bier trinken. Es wurden zwei Preise angesetzt, einer für den in der kürzesten Zeit und einer für den „in bester Condition" Ankommenden. Sieben Konkurrenten hatten sich gemeldet. Nachdem diese—einer nach dem anderen—in kurzen Zwischenräumen von den Schiedsrichtern abgelassen waren, begaben sich die letzteren schleunigst zum Ziel, um der Dinge zu warten, die da kommen sollten. Der erste Läufer langte 62 Minuten, nachdem er vom Start abgelassen war, am Ziele an, begrüßt von seinen Freunden. Der Sieger konnte jedoch kein vernünftiges Wort hervorbringen, was einem Schiedsgericht Veranlassung gab, seine „Condition" zu bemängeln. Der Sieger versicherte aber, er habe noch eine sehr sichere Hand und wollte das beweisen, indem er dem Schiedsrichter an die Nase tippte. Leider geschah dies so kräftig, daß Beide hinstürzten, was eine kleine Verstimmung hervorrief. Unterdessen war der Zweite angekommen, er hatte 73 ein halb Minuten gebraucht, war aber leider in so trauriger Verfassung, daß er bei Seite gebracht werden mußte. Der Dritte kam nach 92 Minuten. Condition leidlich. Sprach den Namen „Eulalia" noch sehr deutlich aus und beanspruchte den „Conditionspreis". Dieser wurde jedoch nicht ihm, sondern dem als vierten Ankommenden zugesprochen, der zwar erst nach drei Stunden, aber außerordentlich frisch zur Stelle war, und sich sofort zu einem Dauerskat niedersetzte. Die übrigen Drei kamen nicht an's Ziel. Zwei gaben das Rennen auf und der Dritte, auf den viele Hoffnungen gesetzt waren, verfehlte den richtigen Weg. Er kam nämlich aus Versehen in den Königswall hinein und lief bis zum Körnerplatz, alle Hindernisse spielend nehmend. Am Körnerplatz wurde er seinen Irrthum gewahr und suchte durch den Westenhellweg die richtige Bahn wieder zu gewinnen. Indessen langte er erst am anderen Morgen am Ziele an und seine Leistung konnte, trotzdem sie allseitig gerühmt wurde, nicht gekrönt werden.

Mademoiselle Papa.

Aus dem französischen Bergmannsleben. Nacherzählt von Hans Kurt.

An jedem Morgen, wenn die Bergleute sich an dem Schachte der Barard-Grube versammelten, um dem Zeichen zur Einfahrt Folge ze leisten, erschien als Letzter von ihnen ein großer freundlicher Genosse, welcher ein kleines Mädchen im Alter von sieben bis acht Jahren an der Hand führte. Es war Michel Perron und dessen Töchterchen, das den Vater bis zur Grube zu begleiten pflegte. Jedesmal, bevor er die Platform betrat, um in die Grube einzufahren, hob er das Kind in den Armen zu sich auf und drückte ihm einen Kuß auf jede Wange. Dann stellte er es nieder, und das Kind rief: „Auf Wiedersehen, Papa!" Sobald dann das Zeichen zur Einfahrt an der Glocke ertönte, faltete das Kind die Händchen zusammen und wiederholte immer wieder das Wort „Papa" bis zu dem Augenblicke, wo es selbst nicht mehr darauf rechnete, noch vom Papa gehört zu werden. Dann schritt es zur Schule, um dort den Tag zu verbringen.

Kam dann der Abend, so war das Mädchen wieder die erste an dem Schachte, dem Michel Perron stets als einer der Vordersten entstieg. Wie bei der Verabschiedung am Morgen, so nahm er das Kind auch jetzt auf seine Arme, und ließ sich von dem ihm unter zahlreicher Wiederholung des Wortes „Papa" zujauchzenden Töchterchen umhalsen und liebkosen. Und dabei strahlte in dem Lächeln und in dem Glanze der Augen alles Glück der kleinen Seele des Kindes helleuchtend wieder. Die Bergleute hatten die beiden Silben von dem Kinde so oft gehört, sie waren so gerührt von der Leidenschaft, die das Kind, ihm selbst unbewußt, in dieselben hinein legte, daß sie ihm den Namen „Mademoiselle Papa" gaben.

Und sicher war niemals ein Name zutreffender. Der Vater lebte nur für es, seitdem die Mutter—schon lange—gestorben war. Das Kind hatte letztere kaum gekannt. Der Vater war ihm Alles. Alle Erinnerungen, die es aus der frühesten Kindheit bewahrt hatte, galten ihm, allein ihm. Für das Kind wurden seine schwieligen Hände zart; für es waren seine Mienen stets freundlich; für es war der Vater daneben Mutter und Gespiele zugleich. Aber wie sehr liebte es ihn auch wiederum; wie besorgt war es jeden Morgen um den Vater, wenn es denselben in dem gähnenden Schacht verschwinden sah, den es doch nie mit den Augen durchdringen konnte!

Ein Bergmann bekam eines Tages den Einfall, es in die Grube hinab blicken zu lassen, wobei das Kind mit einem Schrei des Entsetzens von dem finsteren Schachte zurückwich. „Papa geht da hinunter!" dachte es; „wenn er nun einmal nicht wieder herauf käme!"

Und von jenem Tage an klammerte es sich beim Abschiednehmen nur noch fester um des Vaters Hals und fragte jedesmal in zitterndem Flüstertone:

„Du kommst doch wieder, Papa?"

„Wie immer, mein Kind."

„Ist es nicht gefährlich da unten, Papa?"

„Keineswegs, Herzchen."

„Kann Niemand—könntest Du nicht darin sterben?"

„Sei unbesorgt," sagte Michel freundlich; „ich sterbe nicht, ohne es Dir vorher zu sagen."

„Dann auf Wiedersehen, Papa."

Das war ihm ein Evangelium, was ihm der Vater sagte, und es ging fast vollkommen beruhigt zur Schule. Aber die Erinnerung an den schwarzen Schlund, in welchen seine Augen geblickt, hatten, blieb ihm jedoch, und hinfort verrieth es ängstliche Besorgniß an jedem Morgen und bange Erwartung allabendlich. Es fürchtete stets, daß der Vater aus dem finsteren Schlunde, in welchem es ihn jeden Morgen verschwinden sah, nicht wieder hervorkommen werde.

Eines Tages verbreitete sich die Schreckensnachricht, daß sich soeben eine Explosion schlagender Wetter in der Grube ereignet habe. In kürzester Zeit war die Schachtöffnung dicht von Menschen belagert. Aufgeregte Mengen kamen aus allen Richtungen herangestürmt. Wie viele von allen Bergleuten da unten würden wohl lebend wieder zum Vorschein kommen?

Auch Michel's Töchterchen war herbeigeeilt, und irrte mit aufgelöstem Haar inmitten der Leichen und Trümmer umher, welche aus der Grube heraufbefördert wurden, in einem fort „Papa! Papa! Papa!" rufend.

Andere Kinder in größerer Zahl thaten dasselbe, jedoch keines von ihnen mit ähnlichem Ausdruck der Verzweiflung. Und sie Alle ließen sich weg weisen. Nicht so Michel's armes Kind. Es lief von einer Leiche zur anderen, verweilte hier und da, als ob es in diesem oder jenem entstellten Antlitz jenen einzigen von ihm gesuchten, den Papa, wieder zu erkennen fürchtete. Aber er befand sich nicht unter den Todten. Eine schwache Hoffnung richtete das Kind wieder auf. Es wurde ruhiger und fing an, den Vater bei den Lebenden zu suchen. Indessen Niemand hatte ihn gesehen; Niemand konnte Auskunft geben.

Von den 60 Bergleuten, die am Morgen in die Grube eingefahren, waren fünfundvierzig mit dem Leben davongekommen und vierzehn getödtet. Einer fehlte. Es war Michel. Man gab dem Kinde Aufschluß hierüber.

Es begriff die Mittheilung und legte die Händchen zusammen, als ob es andeuten wolle: „Er wird schon wieder kommen." Wirklich zählte das Kind fest darauf, ihn wieder zu sehen. Es erinnerte sich, daß der Vater ihm eines Morgens gesagt hatte: „Ich sterbe nicht, ohne es Dir vorher zu sagen."

Man schenkte dem Kinde nur noch wenig Beachtung. In vierzig Stunden waren alle denkbaren Nachforschungen beendet. Michel's Verschwinden war Allen ein Räthsel. Lebend oder todt—in jedem Falle hätte man ihn eigentlich auffinden müssen, und dennoch war er unentdeckt geblieben. Mit dem Grubenkarten in der Hand hatte der erste Ingenieur die Nachforschungen geleitet. Die kleinsten Winkel der Gänge waren sorgfältig durchsucht worden. Es war die Ansicht Aller, daß der unglückliche Bergmann bei dem durch die Explosion verursachten Einsturz verschüttet worden sei, ohne daß man sich jedoch die Frage nach dem Wo und Wie hätte beantworten können.

Achtundvierzig Stunden hatte das Kind nun schon fiebernd gewartet und gehofft, ohne zu ermüden. Jedes Mal, wenn eine menschliche Gestalt aus der Schachtöffnung hervorkam, sprang es auf. Und wenn es dann in dem Ankömmling nicht den bange Erwarteten erkannte, nahm es mit einem tiefen Seufzer seinen Platz wieder ein. Man versuchte öfter, das Kind zu entfernen, aber es weinte jedes Mal so bitterlich, daß man alsbald wieder Abstand nahm und es daließ. Schließlich, sagte man sich, müsse es doch einmal von der Müdigkeit überwältigt werden.

Aber auch am dritten Tage saß das Kind noch nahe dem Rande des Fahrschachtes.

„Wir müssen ein Ende daraus machen," sagte der erste Ingenieur, und, indem er sich ihm näherte, sprach er zu dem Kinde: „Sei verständig, meine Kleine."

„Papa! Such' Papa!"

„Ach, Kind, er ist todt."

„Nein!"

Das Kind stieß dieses „Nein"! mit solchem Nachdruck hervor, daß der Ingenieur davon betroffen war.

„Weshalb nicht?" fragte er.

„Er würde es mir gesagt haben."

„Armes Ding!" sprach der Ingenieur zu sich, und gab ein Zeichen, das Kind fort zu bringen. Aber es hing sich verzweifelt an ihn fest, immer lauter schreiend: „Papa ist nicht todt; ich will hinab; ich werde ihn finden!"

Man brachte das Kind weg und gab es unter gute Aufsicht. Aber schon eine Stunde später war es wieder an der Grube und flehte den Ingenieur an:

„Ich will hinab; ich werde ihn finden."

Der Ingenieur war ein Mann von weichem Gemüthe. Ihn ergriff dieses Mitleid für das Kind.

Und es in die Arme nehmend, betrat er die Platform und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Es schauerte, und der Ingenieur spürte, wie die Thränen des Kindes seinen Hals näßten und die zitternden Händchen seinen Kopf fester klammerten. Unten angelangt, befreite es sich und enteilte ihm, immer „Papa! Papa!" rufend.

Zwei Stunden lang durcheilte es die Gänge, befragte die ihm bekannten Männer, klopfte mit den kleinen Fäusten an die schwarzen Wände, preßte sein Ohr dagegen, durchspähte die unbedeutendsten Spalten, indem es dieselben mit den Händen betastete, und dabei rief es in Einem fort! „Papa! Papa!"

Der Ingenieur—selbst Vater—der dem Kinde überall hingefolgt war, wurde endlich müde der fortwährenden Erklärungen, die er schon zwanzig Mal gegeben, der schon zum soundsovielten Male erfolgten Auseinandersetzung, wie und wo die Explosion stattgefunden und was zur Auffindung der Opfer geschehen sei. Aber das Kind fragte unablässig von Neuem und wiederholte immer wieder: „Er lebt! Sucht nur!"

Es würde drei Tage noch da unten geblieben sein, wenn der Ingenieur es nicht mit Gewalt erfaßt und die Auffahrt mit ihm bewirkt hätte.

Oben gab er Anweisung, das Kind in das Schulhaus zurück zu bringen und es dort in Verwahrung zu geben; er ornete ferner an, daß ihm bei etwaiger Rückkunft in keinem Falle die Einfahrt in die Grube gestattet werden dürfe. Alle diese Befehle wurden gewissenhaft befolgt. Aber schon am nächsten Tage, als er sich behufs örtlicher Arbeitsanordnungen in der Grube befand, fühlte der Ingenieur sich plötzlich beim Rocke ergriffen. Fräulein Papa war wieder gekommen.

Es war zum zweiten Male der häuslichen Obhut entwischt. Am Fahrtschachte fortgewiesen und ohne Jemand finden zu können, der ihm zu Liebe die erhaltenen Befehle außer Acht gelassen hätte, verbarg es sich unter einem leeren Grubenwagen und gelangte so nach unten. Dort erzählte es gleich den Hergang und erlangte die Verzeihung des Ingenieurs. Wenige Minuten später nahm das Kind seine Nachforschungen wieder auf. Mit fiebernder Hast, wie am Abend zuvor, klopfte es an den Kohlenwänden ging und kam zwanzig Mal, ohne müde zu werden, an denselben Platz zurück. Die Arbeiter beachteten es schließlich weiter nicht mehr, als daß sie ihm mitleidige Blicke zuwendeten. mit den Schultern zuckten und vor sich hin murmelten: „Armes kleines „Papa."

Und das kleine „Papa" suchte weiter. Plötzlich kam es bleich, zitternd, athemlos auf die Arbeiter gestürzt.

„Dort, dort ist Papa!"

„Wo, Kind?" fragte einer der Bergleute.

„Dort—seine Blouse!"

„Wo denn?"

Von allen Arbeitern begleitet, lenkte das Kind die Schritte zurück, zögerte hier und dort, stand still und kehrte wieder um.

Es konnte den Platz nicht wieder finden. Alle Kohlenblöcke, alle Spalten, alle Gänge glichen einander. Und doch war es fest überzeugt, einen Schimmer der blauen Blouse erhascht zu haben. Und wo die Blouse war, da mußte doch auch—zweifellos lebend—der Vater sein. Aber nun konnte es ihn nicht wieder finden.

Müde des vergeblichen Suchens und in der finsteren Meinung, daß der Kummer das arme Kind irre gemacht habe, kehrten die Leute nach einander an ihre Arbeit zurück. Aber kaum hatten sie Zeit finden können, die Werkzeuge wieder in die Hand zu nehmen, als ein verzweiflungsvoller Schrei sie zurückrief.

Keuchend vor Erregung, die Augen auf einen Fleck geheftet und mit der Hand in eine Spalte greifend, schrie das Kind:

„Ich habe sie! Ich habe sie!"

Der zuerst Hinzugekommene schob das Kind weg und sah nach. Ja, es war richtig ein Stückchen Zeug, blaues Zeug — es war eine Blouse. Lag da wirklich Jemand?

Sie gingen an's Werk, um zu helfen, wenn und was zu helfen sei. Und wie sausten die Spitzhämmer hernieder! Wie arbeiteten die Schaufeln!

In kurzer Zeit war genug aufgeräumt, und da lag in einer Vertiefung wirklich Jemand hingestreckt: es war Michel Perron. Er hatte hier drei Tage und Nächte gelegen.

Wirres Durcheinanderrufen ertönte aus Aller Mund, aber der durchdringendste Schrei entströmte doch den Lippen des kleinen Mädchens.

Es warf sich über seinen Vater, umhalste ihn mit beiden Armen halb wahnsinnig weinend und immerfort das Wort „Papa!" hervorstoßend.

Er war sehr entkräftet, der arme Michel. Erschöpft in Folge des Luft- und Nahrungsmangels, erlangte er die Besinnung für den Augenblick nur zurück, um sogleich wieder in Ohnmacht zu fallen. Aber er lebte. Mademoiselle Papa hatte also recht. Der Gedanke an das, was er da oben zurückgelassen, hatte seine Lebenskraft verzehnfacht.

Einen Monat später war er wieder auf den Beinen, zwar noch mager und blaß, aber sonst wohl und zur Wiederaufnahme der Arbeit entschlossen.

Am Abend, bevor er den Dienst wieder aufnahm, gaben die Bergleute ein Bankett zu Ehren des „Fräuleins Papa". Ein wahrer Beifallssturm und herzliche Händedrücke begrüßten das Kind, als es, von seinem Vater an der Hand geführt, den Saal betrat. Küsse und Umarmungen wechselten damit ab, und manches Hurrah und Hoch zu Ehren der kleinen Königin des Festes wurde ausgebracht.

Mehr als ein braver Genosse aber, der sonst so leicht nicht zu weinen pflegte, wischte sich bei dieser Gelegenheit verstohlenerweise Thränen aus den Augen.

Aus der Jugendzeit unserer Republik.

Aus dem dritten Bande des kürzlich veröffentlichten Briefwechsels des ersten Oberrichters der Vereinigten Staaten von Nordamerika (The correspondence and public papers of John Jay, New York 1891, Putman's Sons) erhält man ein klares Bild von der überaus schwierigen inneren Lage, in der sich das junge republikanische Gemeinwesen in den ersten Jahren nach der Beendigung des Freiheitskrieges befand. Die Befürchtungen, welche Jay und Washington in dieser Hinsicht mit einander austauschten, lassen deutlich erkennen, daß man in den erleuchteten Kreisen der Bevölkerung in der Einrichtung des Königthums den einzigen heilsamen Ausweg aus der gefahrdrohenden Verwirrung und Zersplitterung der öffentlichen Interessen sah.

Am 27. Juni 1786 schrieb Jay an Washington: „Unsere Angelegenheiten scheinen einer Krisis entgegenzueilen, vielleicht zu irgend einer Revolution. Die Lage unseres Landes erfüllt mich jetzt mit größerer Sorge, als zur Zeit des Krieges. Damals hatten wir ein bestimmtes Ziel im Auge, und obwohl die Mittel und die Zeit, es zu erreichen, oft problematisch waren, so vertraute ich fest auf unseren endgiltigen Erfolg, in der Ueberzeugung, daß die Gerechtigkeit auf unserer Seite war. Jetzt aber liegen die Dinge anders, „wir kommen aus dem Unrechtthun gar nicht heraus und ich befürchte deshalb schlimme und verhängnißvolle Dinge. Wer sie ausführen wird, welcher Art sie sein und welchen Umfang sie annehmen werden, vermag ich freilich nicht einmal zu vermuthen. Daran aber zweifle ich nicht, daß wir uns wieder emporrichten werden. So mannigfaltige Umstände hätten nicht auf fast wunderbarer Weise zusammenkommen können, um uns zu vorübergehenden und bedeutungslosen Zwecken zu befreien und uns zu einem selbstständigen Volk zu machen. Ich glaube deshalb, daß wir einst eine große und achtungswerthe Nation werden, aber das „wann" und „wie" könnte nur ein prophetischer Geist voraussagen. Augenblicklich liegt unzweifelhaft die größte Berechtigung vor zu denken und auszusprechen, daß wir uns in mancher Hinsicht auf den schlimmsten Wegen befinden. Die Gier nach Gewinn unterdrückt das öffentliche Interesse und ist weit mehr als dieses die Quelle aller Bestrebungen. Aber die größte Besorgniß flößt mir der Umstand ein, daß die arbeitsamen und fleißigen Leute, die mit ihrer Lage zufrieden sind, durch die Unsicherheit des Eigenthums, den Verlust des Vertrauens in Diejenigen, welche ihre Geschicke leiten, und durch den Mangel an öffentlicher Wahrhaftigkeit dahin gelangen, die Reize der Freiheit für ebenso eingebildet wie trügerisch zu halten. Ein Zustand des Schwankens und der Unsicherheit muß solche Leute mit Abscheu und Beunruhigung erfüllen und sie für jeden Wechsel bereit finden, der ihnen Sicherheit und Ruhe verspricht."

Darauf antwortete Washington am 15. August 1786: „Ich theile Ihre Meinung, daß unsere Angelegenheiten rasch einer Krisis entgegeneilen. Welches aber das verhängnißvolle Ereigniß sein wird, liegt auch jenseits des Bereiches meiner Voraussicht. Wir haben Irrthümer wieder gut zu machen. Wir haben wahrscheinlich eine zu gute Meinung von der Menschheit gehabt, als wir unsern Staatenbund bildeten. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß die Menschen nicht gewillt sind, die zu ihrem eigenen Heil geeignetsten Maßregeln ohne eine exekutive Macht zu ergreifen und durchzuführen. Ich sehe nicht ein, wie wir lange als eine Nation bestehen können, ohne irgendwo eine Macht festgesetzt zu haben, welche die ganze Union auf eine ebenso thatkräftige Weise durchdringt, wie sie die Autorität der verschiedenen Staatenregierungen über die Staaten ausdehnt.—Es ist in der That, wie Sie bemerken, Ursache zu der Befürchtung vorhanden, daß die sogenannten besseren Klassen, die mit den gegenwärtigen Verhältnissen im höchsten Grade unzufrieden sind, sich für irgend eine Revolution bereit finden werden. Wir sind im Stande, von einem Extrem in's andere zu rennen.

Welch erstaunliche Veränderungen können doch einige Jahre hervorbringen! Man theilt mir mit, daß sogar achtenswerthe Männer ohne Abscheu an eine monarchische Regierung denken. Vom Denken aber geht man zum Aussprechen, und dann führt oft ein einziger Schritt zur That. Aber wie unwiderruflich und verhängnißvoll in den Folgen! Welch ein Triumph für die Fürsprecher des Despotismus, feststellen zu können, daß wir unfähig sind, uns selbst zu regieren, und daß Regiegebaut sind! Gebe Gott, daß weise heit zur Grundlage haben, auf Sand rungssysteme, die Freiheit und Gleich- Maßregeln zur rechten Zeit ergriffen werden, um die Folgen die wir nur zu sehr zu befürchten haben, abzuwenden. Wenn auch von der öffentlichen Bühne abgetreten, muß ich doch offen eingestehen, daß ich mich nicht als einen unbetheiligten Zuschauer betrachten kann. Und doch, obwohl ich nicht ohne Erfolg dabei thätig gewesen bin, das Schiff in den Hafen zu bringen, so kann man doch nicht von mir erwarten, daß ich mich noch einmal auf eine See von Unruhen hinauswagen sollte. Auch kann man nicht erwarten, daß meine Meinungen auf meine Landsleute noch großen Einfluß ausüben werden, da sie unbeachtet gelassen sind, obwohl ich sie als ein letztes Vermächtniß in der feierlichsten Weise ausgesprochen habe. Damals hatte ich vielleicht Ansprüche auf öffentliche Beachtung, jetzt habe ich solche nicht mehr."

Und in einem Briefe Washington's vom 10. März 1787 liest man: „Unter Männern von Nachdenken werden, glaube ich, wenige gefunden, die nicht anfangen zu der Ueberzeugung zu kommen, daß unser System besser in der Theorie, als in der Praxis ist, und daß es trotz der gerühmten Tugend Amerika's mehr als wahrscheinlich ist, daß wir den letzten traurigen Beweis für die Unfähigkeit der Menschheit, sich ohne monarchische Mitwirkung zu regieren, liefern werden."

Das Sichtodtstellen der Thiere.

Thiere, die sich todt stellen, wenn eine Gefahr sie überwältigt, finden sich in verschiedenen Klassen. Unter den Wirbellosen sind namentlich Käfer wegen dieser Eigenschaft bekannt, unter den Wirbelthieren Vögel und Säugethiere. Schon an unseren Feldhuhn kann man zuweilen beobachten, daß das angeschossene Thier, vom Hunde apportirt, wie todt in der Hand liegt, dann aber, wenn der Jäger es achtlos hält, plötzlich die Augen öffnet und dann mit überraschender Schnelligkeit unter laut schnurrendem Flügelschlag davonfliegt. Bei unserem Feldhuhn kann man noch im Zweifel darüber sein, ob es sich verstellt hat oder ob es thatsächlich bewußtlos war, und nur im Augenblick des Erwachens seine Kräfte und seine Besinnung so schnell gesammelt hat, daß es sofort zum Davongehen bereit ist. Es gibt indessen ausländische Feldhühner, die geradezu in der Hand des Jägers scheinbar sterben und gleich darauf, wenn er sie lose hält, wie die unserigen auffliegen; die Analogie macht es wahrscheinlich, daß auch bei den letzteren wenigstens eine Andeutung der Todesheuchelei vorhanden sei.

Daß der Fuchs sich todt stellt, wenn er unrettbar von den Hunden umzingelt ist, steht schon in jedem Lesebuch; hier und da soll er erst im Rucksack des Jägers wieder wach geworden sein; bietet sich die Gelegenheit, so befreit er sich nachher durch einen plötzlichen, zu passender Zeit angebrachten Biß oder Sprung. Die ganze Fuchsfamilie hat diese Eigenthümlichkeit! ausländische Vettern machen gelegentlich auch dann, wenn sie blos von Menschen überrascht werden, eine förmliche Sterbekomödie durch, taumeln, strecken die Zunge heraus, schnappen nach Luft, und verenden. Läßt man sie in Ruhe, so öffnet sich über kurz oder lang ein Auge, ein schlauer Blick sucht die Umgebung ab, der Ausgang zur Flucht wird erspäht, und im Nu ist der Scheintodte entronnen. Berühmt durch die Vollkommenheit, womit es den Tod nachahmt, ist das Opossum, die amerikanische Beutelratte. Auch im Gebiete der Reptilien finden sich Vorgänge, die mit dem Sichtodtstellen, wenn nicht identisch, so doch nahe verwandt ist. Manche Schlangen werden, wenn man sie in gewisser Art reibt, stocksteif und rühren sich nicht mehr.

Wenn das alles nun List und Verstellung sein soll, so wird man durch gewisse Beobachtungen auf die Bemerkung geführt, daß die List in vielen Fällen über ihr Ziel hinausschießt. Das Käferchen z. B. welches im Deutschen Todtenuhr heißt, hat von Linne den Namen „Anobium pertinax" bekommen, das heißt das hartnäckige Anobium, und zwar deshalb, weil es, einmal in seinen Scheintod versunken, durch kein Mittel wieder zum Erwachen gezwungen werden kann; es läßt sich spießen und an einer Kerze braten, ohne ein Glied zu bewegen. In manchen Gegenden Deutschlands, wo man diese Eigenthümlichkeit kennt, heißen di Thierchen deswegen Trotzköpfe. Ganz denselben scheinbaren Trotz zeigen nun auch höhere Thiere, z. B. das Opossum. Hat es sich einmal schlaff hinsinken lassen, so bringen keine Prügel und keine Qualen es zum Erwachen. Amerikanische Jäger und Hirten, die keineswegs zartfühlende Experimentatoren sind, haben Opossums und Azarafüchsen Glied um Glied zerschnitten, ohne ein Lebenszeichen von ihnen zu erzielen.

Weit wahrscheinlicher als eine bewußte List ist die Annahme, daß das Thier sich thatsächlich in einer Art von Scheintod befindet, daß es die Qualen erträgt, nicht weil es will, sondern weil es empfindungslos- und willenlos ist Nach derselben Richtung deutet eine andere Bemerkung, die man an unseren Käfern machen kann. Wenn ein solcher aus kräftigem Flug aufprallend am Boden landet, zieht er, sofern er zu den sich todtstellenden Arten gehört, nicht selten sofort seine Beine an und ist für kurze Zeit bewegungslos; erst wenn er einige Sekunden überstanden hat, fängt er an, umherzukriechen. Da wird also das Sichtodtstellen eingeleitet durch einen ganz gefahrlosen Stoß, den der Käfer selbst willkürlich herbeigeführt hat, und gerade dadurch kennzeichnet es sich als das, was man in der Medizin eine Chok-Erscheinung nennt. Durch den Stoß entsteht eine plötzliche Störung der Lebensthätigkeit, das Thier fällt, anders ausgedrückt, in eine Ohnmacht, die bis zum Scheintode geht.

Wenn aber ein Stoß genügt, um dieses Ergebniß herbeizuführen, so kann dasselbe auch durch Schreck bewirkt werden; der Käfer, der einmal die Eigenthümlichkeit hat, durch plötzliche starke Erregungen in Scheintod zu verfallen, thut das auch, wenn er von einem Feind in Furcht gesetzt wird; der Ohnmachtszustand hält an, so lange die feindlichen Reize wirken, und eben deshalb kann man das Anobium auch braten, ohne daß es wach wird, nicht weil es eigensinnig denkt: „Ich werde dir den Gefallen nicht thun," sondern weil es nicht zum Bewußtsein und zum Gebrauch seiner Glieder gelangt, so lange es mißhandelt wird.

So aufgepaßt, erinnert das Sichtodtstellen stark an die Schreckstarre, welche als Folge des Hypnotisirens eintritt. Bringt man ein Huhn plötzlich und gewaltsam auf den Rücken und hält es in dieser Lage fest, bis es sein Zappeln aufgegeben hat, so liegt es nachher wie gebannt, minutenlang, bis es auf einmal, zur Besinnung gelangt, merkt, daß es frei ist, und schreiend davonläuft. Auch in diesem Falle würden wir von Sichtodtstellen sprechen, wenn wir nicht wüßten, daß der Starrezustand dem Thier aufgezwungen ist.

Serbien's Armee.

Das englische Urtheil über die serbische Armee lautet sehr ungünstig. Dieselbe wird nach ihrer Organisation, nach ihrer Ausbildung und Bewaffnung als hinter der rumänischen und auch hinter der bulgarischen Armee zurückstehend bezeichnet. Es sei nicht anzunehmen, daß Serbien durch einen Appell an die Waffen seine Mißerfolge im Kriege mit den Bulgaren vom Jahre 1886 wettmachen könnte. Auf dem Papier habe Serbien allerdings eine ganz respektable Armee: 200 Bataillone, 43 Eskadrons und 76 Batterien sammt allem Zubehör, so daß man glauben könnte, es sei im Stande, eine moderne Armee von 300,000 Mann mit 400 Geschützen in's Feld zu stellen. In Wahrheit aber könne Serbien keine 60,000 Mann kriegsbereit aufbringen, und selbst diese würden in Folge der fehlerhaften Organisation ungenügend ausgerüstet sein. Dies sei nur zum Theil den ungünstigen Finanzverhältnissen zuzuschreiben, in welchen sich Serbien seit geraumer Zeit befindet; die Hauptschuld daran trügen vielmehr die politischen Verhältnisse.

Vor dem Austritt des Königs Milan und so lange die Beziehungen des Thrones zu den Radikalen gespannt waren, habe sich die reguläre Armee als eine treue Stütze des Herrschers bewährt und das Land vor der Revolution gerettet. Seitdem arbeite die radikale Partei konsequent daran, die reguläre Armee zu zerstören und die sogenannte Nationalmiliz an ihre Stelle zu setzen. Heute zähle die reguläre Armee nominell 100,000 Mann, deren Friedensstand nicht mehr als 11,000 Mann ausmache, so daß schon für die Mobilisirung von 50,000 Mann eine ungewöhnliche Anstrengung erforderlich sei. Es fehle an Offizieren und Unteroffizieren, an Pferden und Wagen und jedem anderen Kriegsmateriale.

Die ungenügende Organisation und numerische Schwäche würden keineswegs in anderer Weise ausgeglichen. Die Leute seien körperlich unentwickelt, trotzdem sie erst mit dem fünfundzwanzigsten Jahre zur Fahne kommen, würden schlecht bekleidet und binnen fünf Monaten höchst mangelhaft gedrillt und dann mit Urlaub nach Hause geschickt.

Selbst bei den Paraden machten die Truppen einen höchst ungünstigen Eindruck. Das Gewehr sei ein veralteter Einlader. Die wenigen Kavallerie-Eskadrons mit ihren alten, schlecht genährten Gäulen seien gänzlich werthlos. An Zahl und Bewaffnung, an Disziplin und kriegsmäßiger Ausbildung stehe die reguläre serbische Armee hinter der bulgarischen sehr weit zurück. Die beiden Aufgebote der Nationalmiliz mögen in den gebirgigen Theilen des Landes für den Guerillakrieg ganz brauchbar sein, aber aus diesen Bauernhaufen ließen sich keine wahren feldmäßigen Formationen machen, und man könne keine offene Schlacht mit einer regulären Armee wagen.

Die gebildeten und unterrichteten Offiziere, an denen es keineswegs fehle, fühlen es mit Schmerz, daß ihr Vaterland für den Krieg vollständig unvorbereitet ist. Die Serben, so schließt der englische Offizier seine Betrachtungen sind tapfere Leute, und sie würden sich gegen Bulgaren und Türken gut schlagen, aber den Russen oder Oesterreichern sind sie nicht gewachsen.

Deutsche Bäder und Brunnen auf der Chicagoer Weltausstellung.

Der Reichskommissär für die Weltausstellung in Chicago, der kaiserliche Regierungsrath Wermuth, hat seinen Amtssitz nunmehr nach Chicago verlegt. Auf Grund der mit demselben gepflogenen Verhandlungen hat die Geschäftsleitung der Kollektivgruppe der deutschen Bäder und Brunnen für die Weltausstellung zu Chicago 1893 Mittheilungen gemacht, aus denen wir folgendes entnehmen: Es muß den deutschen Bädern in erster Linie daran gelegen sein, derartig vertreten zu werden, daß die Gruppe, wenn sie auch nicht umfangreich ist, dennoch einen nachhaltigen Eindruck auf die Besucher der Ausstellung (deren Zahl auf etwa 20 Millionen geschätzt wird) hinterlassen muß. Beabsichtigt ist daher, die Gruppe der deutschen Bäder zugleich zum Ausgangspunkt einer weit reichenden Reklame durch Wort und Bild, einer Beeinflussung der Publicistik der ganzen Welt für unsere Interessen zu machen. Der Ausstellungsraum befindet sich in günstiger Lage. Er hat etwa 40 M. Länge und 3 M. Tiefe. An ihn schließt sich eine Rotunde, in deren Mitte ein Becken mit fließendem Wasser, Blattpflanzengruppen, Bronzefiguren u. s. w. der Kollektivgruppe einen festlichen und eindrucksvollen Charakter verleiht. Zwei lebensgroße Broncefiguren dienen als Beleuchtungskörper für das elektrische Licht. Ueber den einzelnen Abtheilungen sind weithin sichtbar die Namen der ausstellenden Bäder angebracht. Die Stellagen sind mit Stoff gedeckt und mit geschmackvollen Schmuck versehen. Zum Gratisausschank der von den preußischen fiskalischen und anderen Brunnen zur Verfügung gestellten Tafelwasser wird eine von Deutschland nach dort gesandte Persönlichkeit (Brunnenmädchen in passendem Kostüm) bestellt werden. Der Versandt der Ausstellungsgüter wird bis nach Hamburg zu ermäßigtem Tarif von jedem einzelnen Aussteller, von dort gemeinschaftlich für die ganze Gruppe von der Firma Rudert übernommen. Durch dieses Vorgehen wird für den einzelnen Aussteller eine bedeutende Ersparniß erzielt, da ein Mindestsatz von 2 Kubikmeter bezw. 2000 Kilo bei der Verfrachtung berechnet wird. Während die Kosten der allgemeinen Ausstellung vom Reiche getragen werden, war der Reichskommissär Geheimrath Wermuth nicht in der Lage, den einzelnen Ausstellern Sonderzuschüsse zu bewilligen. Es werden voraussichtlich für die Fracht ab Hamburg, Aufstellung, Dekorationen, Ueberwachung, Reinigung und sonstige entstehende Kosten im Ganzen auf etwa 1 und ein viertel M. Front mit dazugehöriger 3 und drei viertel Qm. Boden- und etwa 4 Qm. Wandfläche etwa 1000 M. Kosten entfallen. Diese Summe begreift sämmtliche den Ausstellern außer der Herstellung der Ausstellungsgegenstände und der Fracht bis Hamburg erwachsenden Kosten in sich. Unter den fest angemeldeten Bädern, die sich betheiligen, sind aus dem westlichen Deutschland: Aachener Thermalquelle, Bertrich, Birresborn, Ems, Fachingen, Gerolstein, Hansa-Charlottenquelle, Homburg v. d. Höhe, Kreuznach, Kronenthal, Langenschwalbach, Neuenahr, Niederselters, Nauheim, Schlangenbad, Soden, Weilbach, Wiesbaden.

Reis als Nahrungsmittel.

Als Nahrungsmittel wird der Reis noch vielfach nicht hinreichend geschätzt, im Volksmunde heißt ein Reisgericht nicht selten Elephantenfutter, und doch ist es eines der gesündesten und leicht verdaulichsten, die auf den Tisch kommen. Reis bildet das Hauptnährmittel der Hälfte der Menschheit, und wenn sein Werth näher bekannt wäre, so würde er sicherlich sehr viel häufiger als Ersatz der oft fragwürdigen Kartoffelspeisen genossen werden. Nach den neuesten Versuchen des Professors Voit in München steht der Reis unter den von ihm geprüften Nahrungsmitteln hinsichtlich seiner nährenden Bestandtheile, die er enthält und die der menschliche Körper assimilirt, an zweiter Stelle (und zwar hinter dem Fleische.) Nachstehend sind einige wenige wohlbekannte Nahrungsmittel aufgeführt, mit denen die Versuche vorgenommen worden sind, um herauszufinden, wie weit sie der menschliche Körper assimilirt, und die Ziffern sind der Beachtung werth. Von 100 Theilen sind nach Prozenten assimilirt:

Fleisch 96,7, Reis 96,1, Eier 94,8, Weizenbrod 94,4, Mais 93,3, Kartoffeln 90,7, Milch 88,9, Roggenbrod 88,5.

Reis kommt nächst dem Fleisch, deshalb bürdet er dem Verdauungsorganen wenig Arbeit auf und giebt zufriedenstellendere Resultate, als andere Vegetabilien, übertrifft auch bei Weitem die Kartoffeln. Nach Dr. König ist der Nährwerthbetrag in einem Pf. Reis viermal so groß, als jener in der gleichen Menge Kartoffeln; Reis hat auch das voraus, daß er immer erhältlich ist und sehr lange aufbewahrt werden kann, man muß ihn nur vor Feuchtigkeit schützen. Um aber die Vortheile auch dem menschlichen Körper zugänglich zu machen, muß der Reis gehörig vorbereitet und gekocht werden. Zwei einfache Methoden, nach denen er in den Ländern gekocht wird, wo die Reisgerichte die Hauptnahrung bieten, sind folgende: 1. Reibe den Reis kräftig zwischen den Händen in kaltem und öfters zu erneuerndem Wasser, bis es ganz klar bleibt. Mit reichlicher Wassermenge sind dann die Körner auf lebhaftem Feuer 12 bis 15 Minuten kochen zu lassen; die Körner müssen weich, aber nicht zerfahren sein. Hierauf kommt der Reis in einen Filtrirtrichter, und wird so lange kaltes Wasser übergegossen, bis es klar abläuft, worauf das Gericht auf den heißen Ofen gestellt wird, wie die Kartoffeln, um den Trocknungsprozeß zu beschleunigen, gelegentliches Umschütteln fördert denselben. 2. Der Reis ist erst gründlich in kaltem, dann in lauem und schließlich in heißem Wasser zu waschen, kommt in einen dicht schließenden Kessel mit so viel Wasser, daß auf jeden Löffel Reis zwei Löffel Wasser kommen, worauf er schnell gekocht wird, bis alles Wasser verdampft ist. Wenig Butter zugegeben und das Gefäß vom Feuer genommen, sind die letzten Handgriffe. Die Zubereitung erfordert eine Stunde Zeit. (Die Hausf.)

Siemen's Begräbniß.

Mit wahrhaft königlichen Ehren ward am Sonnabend Vormittag, den 10. Dezember, in Berlin, Werner von Siemens dem Schooße der Erde übergeben. Verschwunden unter Blumen waren in dem Trauersaale, in welchem seine irdische Hülle aufgebahrt war, die Wände. Unzählige Kränze hingen bis zur Decke empor, bedeckten die Stufen, bildeten hinter dem Sarge eine Mauer von Blumen, und durch den Trauerflor warfen elektrische Glühlampen ihr mildes Licht. Zwei Kranzspenden hatte man einen Ehrenplatz angewiesen: dem wundervollen Kranz der Kaiserin Friedrich und einem anderen, der die Inschrift trug: „To his friend, Dr. W. von Siemens, Th. A. Edison." Erstaunlichen Umfang hatten einige Blumenspenden; je vier Männer mußten einzelne tragen, schließlich reichte der Raum nicht für alle aus. Zwei Studirende des Polytechnikums hielten am Sarge Wacht, um den sich die hervorragendsten Vertreter von Wissenschaft, Industrie und Handel, Würdenträger des Staates und des Hofes, Vertreter der Stadt und der großen Körperschaften, sowie aller hohen Behörden versammelten.

Im Auftrage des deutschen Kaisers wohnte Prinz Leopold der Trauerfeier bei. Die Kaiserin Friedrich hatte den Grafen Seckendorf und Frl. v. Faber entsandt. Als Vertreter der Reichsregierung erschien Reichskanzler Graf v. Caprivi. Es kamen ferner die Minister v. Bötticher, von Berlepsch und v. Schelling, Unterstaatssekretär v. Wenrauch, Direktor Halle als Chef der Telegraphen-Abtheilung, General v. Goltz, Dubois-Reymond und Auwers, Generaldirektor Schöne, Rektor Professor Virchow, Professor Dörgens, Geh. Rath Reuleaux, Professor Vogel, die Staatsminister a. D. Camphausen und Delbrück, und eine gewaltige Menge anderer hervorragender Persönlichkeiten und Freunde des Verblichenen.

Mit den offiziellen Vertretern der Stadtgemeinden Berlin und Charlottenburg verbanden sich auch im Geiste die anderen großen Stadtgemeinden Deutschlands, denn kaum eine Stadt fehlte, die nicht eine Bekundung der Theilnahme entsendet hätte. Hamburg, Breslau, Köln, München, Dresden, Elberfeld, Leipzig, Königsberg—so las man auf den Schleifen, soweit sie aus den Blumenfeldern an den Wänden hervorlugten.

Die Werke der Firma in Wien, London, Petersburg, sowie das engverbündete Institut in Belfort hatten je 10 Beamte und 10 Arbeiter entsendet. Vom Kaukasus war der Weg zu weit. Von dem Bergwerk der Firma bei Königs-Wusterhausen waren 50 Mann gekommen. Die 2000 Arbeiter der Siemens'schen Werke und mit ihnen Abordnungen aus sämmtlichen großen Berliner Werken und Fabriken ordneten sich auf der Straße zum Trauerzuge, während drinnen die Einsegnung der Leiche erfolgte.

Der Choral: „Selig sind die Todten" eröffnete die Feier und der Gesang: „Wenn ich einmal muß scheiden" beschloß sie. Dazwischen hielt der Geistliche von St. Marien, Pastor Scholz, die Trauerrede. Er legte ihr zu Grunde, was Werner von Siemens selbst vor 3 Jahren an den Anfang seiner „Lebenserinnerungen" gesetzt hat: „Unser Leben währet 70 Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre," und womit er im Juni l. J. den Nachtrag schloß: „Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Gebet und Segen schloß dann die Feier. Zwölf Meister der Fabrik trugen hierauf den Sarg hinaus. Tausende schritten ihm voraus und fast die ganze Trauerversammlung folgte; Zehntausende säumten den Weg. Es war ein ergreifender Schluß: Hunderte und aber Hunderte von Arbeiterinnen der Fabrik, alle in tiefer Trauer, und alle beladen mit Blumenspenden, zu deren Unterbringung schließlich noch Wagen hinzugezogen werden mußten. In dem Erbbegräbniß auf dem Kirchhof in Lietzow fand dann Werner von Siemens seine letzte Ruhestätte.

Verschnappt. A.: „Denken Sie, lieber Freund, was mir neulich auf der Jagd passirt ist! Ich trete aus einem Gebüsch, einem Gebüsch, da laufen mir zwei Wildschweine entgegen..." —B.: „Ach, das haben Sie mir ja vorgestern schon erzählt."—A.: „Unmöglich! Ich hab's ja selbst erst gestern gehört!"

—In Joplin in Missouri hat der Bundesmarschall Pigott zwei Falschmünzer Namens Joseph und Fred Reynolds verhaftet, welche seit längerer Zeit jene Gegend mit falschen Dollar- und Halbdollar-Stücken überschwemmten. In ihrer Hütte wurde das zur Falschmünzerei erforderliche Handwerkszeug und Metall in Beschlag genommen.